

Von der Gehilfenschaft im Leipziger Buchhandel am Ende des vorigen Jahrh.

Als im Jahre 1888 August Niemanns »Eulen und Krebse« erschienen, nannte man den Roman »Das Sollen und Haben des Buchhandels«. Mit Unrecht. Der Verfasser blieb bei der Behandlung der Materie allzusehr an der Oberfläche haften, auch die Schilderung der handelnden Personen ermangelt der Vertiefung. Das Buch ist daher heute der Vergessenheit anheimgefallen. Von den Mitarbeitern im Leipziger Buchhandel ist hier nur der Gehilfe Dachsel mit einigen groben Strichen nach dem Leben gezeichnet.

Der Urtyp Dachsel — sein wirklicher Name ist durch Weglassung eines Konsonanten und Veränderung eines Vokals umgestaltet — war in einem Kommissionsgeschäft Vorsteher einer größeren Verlagsauslieferung. Seine von Niemann gerühmte erstaunliche Fertigkeit im Rechnen habe ich dankbaren Herzens bei den Vorarbeiten für die erste Ostermehrabrechnung erfahren, die mich als Novize im Betriebe des Kommissionsgeschäfts noch in später Abendstunde ziemlich vereinsamt im Kontor vor einem Stoß ungerechneter Rehzettel sahen. Unaufgefordert trat Kollege Dachsel, der meine Nöte erkannt hatte, an meine Seite, und summierte eine Anzahl der größten Zettel, ohne auch nur die Transporte einzusetzen, durch alle sechs Spalten hindurch. Beim Konferieren der Unikate mit den Duplikaten am nächsten Tage zeigte es sich dann, daß bei Dachsel's Rechenwerk die »Richtigkeit mit der Fügigkeit« Hand in Hand gegangen war. Dachsel war wegen seines burschikosen Wesens und mancher lustiger Streiche, die man von ihm erzählte, in der Leipziger Gehilfenschaft eine populäre Persönlichkeit. Auch dem ihm gespielten, von Niemann erzählten Schabernack, daß ihn seine Kneipkumpane im Dunkel der Nacht als Bierleiche in einem Kornfelde weit außerhalb der Stadt niedergelegt hätten, wo er zu seiner nicht geringen Bewunderung erst in später Morgenstunde von den Sonnenstrahlen zu neuem Leben erweckt worden ist, mag eine wirkliche Begebenheit zu Grunde liegen.

Mit realistischer Wahrheit ist das Leben und Treiben in einer Leipziger Kommissions- und Verlagsbuchhandlung von Karl Kosner in seinem auch heute noch gern gelesenen Roman »Georg Bangs Liebe« geschildert. Die handelnden Personen: der Chef, ein schrulliger alter Junggeselle, der Gehilfe und dessen Ehegespons, die das beste Leipziger Allerlei kocht, sind echte Leipziger Typen, deren Urbilder bekannt sind, auch der griesgrämige Wiener Sortimentsgehilfe im ersten Teil des Buches ist nach dem lebenden Modell gezeichnet, wie solches jedem, der unter buchhändlerischen Berufsgegnossen verkehrte, sicher schon einmal im Leben begegnete. Kosner ist einer Wiener Buchhändlerfamilie entsprossen und war im väterlichen Beruf tätig, bevor er sich erfolgreich der Schriftstellerei widmete. Als Angestellter der Firma »Gutkind« — das den wirklichen Namen nur wenig verbergende Pseudonym soll auch hier nicht gelüftet werden — konnte Kosner die Studien machen, welche die Schilderung der Personen und ihrer Umwelt so meisterlich ermöglichen.

Mit großer Liebe spricht Karl Robert Langewiesche in seinem prächtigen Buche »Aus fünfundsiebenzig Jahren, buchhändlerische Erinnerungen 1891—1916« von seiner Gehilfentätigkeit im Leipziger Barfortiment und Kommissionsgeschäft. Die Mitarbeiter, mit denen der Verfasser in Berührung kam, mancherlei aus seiner beruflichen Tätigkeit, und der des Leipziger Gehilfen sind hier trefflicher und warmen Herzens geschildert.

Von denen, die mit mir in einer langen Reihe von Jahren im buchhändlerischen Beruf am gleichen Strange zogen, ist mir ein Kontoristenoriginal in besonders lieber Erinnerung geblieben; es war kein vereinzelt, noch viele solche komische Käuze gab es in früheren Zeiten, sowohl im Rechnungswesen des Kommissionsgeschäfts wie unter den Kassierern, Expeditionsgehilfen und Auslieferern. Das Alter des hageren Junggesellen, von dem ich erzählen werde, wir wollen ihn Karl Vote oder landesüblich »Vote-Karl« nennen, mag wohl 35 Jahre gewesen sein, als ich seine Bekanntschaft machte. Die Lebensaufgabe Vote-Karls war seit Jahr und Tag und bis an sein Lebensende die Frankierung der Postsendungen und die Führung des Portokontos. Ursprünglich hatte das Portobuch die Größe eines normalen Geschäftsbuches gehabt. Mit dem Wachsen der Kommittentenziffer war die Zahl der Konten und damit auch die Größe der Blattseiten von Jahr zu Jahr gestiegen, dementsprechend war Vote-Karl ständig mit seiner Aufgabe gewachsen. Es vollzog sich bei ihm der gleiche Vorgang wie bei der Löwenbändigerin Miß Heliot, die anfangs einen kleinen jungen Löwen aus der Manege trug; mit seinem Wachsen nahmen in gleichem Maße die Kräfte der Trägerin zu, sodaß die zierliche

Jungfrau schließlich den ausgewachsenen schweren Löwen ebenso sicher auf ihren Schultern aus der Manege beförderte wie einst das Löwenbaby.

Bei seiner verantwortungsvollen Buchungsarbeit, die in äußerst zierlicher Zahlenschrift gleich auf den Einzelkonten des Buches geschah, ließ sich unser Karl durch nichts und durch niemanden in seiner stolischen Ruhe stören. Verlangte jemand eine Marke von ihm, so mußte der Betreffende, gleichgültig ob Chef, Gehilfe oder Kontorbursche, warten, bis die Serie Marken, die er sich gerade für Frankierungszwecke zurechtgelegt hatte, restlos aufgebraucht und verbucht war. Zur Auffrischung seiner Gehirntätigkeit bedurfte Vote-Karl alltäglich eines riesigen Quantums Schnupftabaks, den er flaschenweise kaufte. Die Flasche mit weitem Halse lag im Schubfach seines Pultes greifbar nahe, um die Dose mit geringem Zeitverlust tagsüber einige Male nachfüllen zu können. Die Dose selbst barg er in der hinteren Tasche seines langschößigen Kontorrocks. Dieser Platz war aus praktischen Gründen der gegebene. Die Schnupfer bilden bekanntlich eine große Gemeinde unter der Devise: Do, ut des. Wer eine Dose hat, bietet seinen »Cardinal«, »Halbpariser«, »Notsche-Loische«, »Matuba mit Karöttchen« und wie diese braune oder schwarze Gottesgabe sonst noch benamset ist, gern einem Schnupfbruder an und nimmt ebenso gern zur Abwechslung eine Prise aus fremder Dose. Auch unser Karl stand mit einigen seiner Kollegen im Kartellverhältnis, mehr um zu geben, als zu nehmen, denn er ging nur ungern von seinem Plätze weg. Da ihm aber jede Betriebsstörung lästig war, Wilhelm Busch würde sagen: »Weil sie mit Zeitverlust verbunden«, so herrschte ein stillschweigendes Übereinkommen, daß jeder, der von Vote-Karl eine Prise haben wollte — es war nur eine kleine Anzahl Bevorzugter —, einfach die Dose aus seiner Rocktasche holte und sie nach der Nasenahung dort auch wieder ordnungsgemäß verstaute, ohne daß in der frankierenden Tätigkeit ihres Besitzers eine Störung einzutreten hatte. Auch der würdige Hauptkassierer des Geschäfts pflegte zeitweilig sein Zimmerchen eilenden Schrittes zu verlassen, um sich aus Votes Dose eine Prise zu holen und nach soterer Stärkung in seine stille Klausel so schnell, wie er gekommen war, zurückzuziehen. Das geschah tagsüber einige Male mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks, aber eines Tages kam eine unerwartete Störung in die Sache! Als der alte Herr wieder einmal in Votes Tasche langte, war — keine Dose darin! Das war an sich schon höchst erstaunlich, aber das Erstaunen stieg bei dem Dosenfucher ins Ungemessene, als dieser sein gesenktes Haupt erhob und in das Gesicht des — Seniorchefs der Firma schaute, der sich inzwischen umgewendet hatte und den anderen freundlich lächelnd fragte: »Herr . . . was suchen Sie denn in meiner Tasche?!« In seiner grenzenlosen Verblüffung konnte der Ärmste nur stotternd hervorbringen: »Verzeihen Sie, ich dachte, Sie wären Vote-Karl!«

Was dem einen eine Uhl, ist dem anderen eine Nachtigall. Vote-Karl hat sich gewiß bittere Vorwürfe gemacht, daß er seinen Platz an jenem Morgen auf Minuten verließ, aber das Privatkontor hatte ihm die Veranlassung zu einem herzerfrischenden Lachen zu danken und nicht allein das Privatkontor. . . . Das Quidproquo wäre übrigens vollkommen ausgeschlossen gewesen, wenn es nicht durch die Klippe des vermeintlichen Vote-Karls begünstigt worden wäre. Der echte Vote-Karl trug nämlich einen Kontorrock, der vorderseitig nicht seinesgleichen hatte! In älteren Zeiten waren die Arbeitsröcke der Kontorangestellten, die man beim Fortgehen gegen Straßenkleidung austauschte, vielfach in unglaublicher Verfassung. Es herrschte die Meinung, je defekter der Rock sei, desto mehr ehre er seinen Träger. Etwa wie eine kugelzerfetzte Fahne ein Bataillon mehr ehrt, als wenn ihm eine neue, unverfahrene vorangetragen wird. Auch war es allgemein üblich, den linken Armel als Tintenwischer zu benutzen, sodaß er hier mit der Zeit eine breite, schwarzglänzende Verzierung bekam. So auch bei unserem Vote-Karl. An der Stelle, wo sich ständig sein Rock am Pulte rieb, war die wollene Oberschicht tellergroß weggeschuert, dann hatte das Pult das Rockfutter und die Weste bis aufs Hemd weggefressen und schon drohte beim Fortschreiten der kontischen Vertiefung Haut und Rippen die größte Gefahr. In diesem Stadium wurde Vote-Karl von der Geschäftsleitung in schonender Weise beigebracht, es sei aus Gesundheitsrücksichten nötig, daß er etwas für seinen äußeren Menschen tue. Der wohlgemeinte Rat war von verheerender Wirkung! Am nächsten Morgen stand Karl in seinem besten Habit, einem schwarzen Tuchrock, den er wahrscheinlich bisher nur bei Familienfesten, wie Hochzeit, Taufe und dergleichen getragen hatte, und mit blütenweißem Kragen und Borhemd, wie man dergleichen weder vorher noch nachher an ihm gesehen hat, an seinem Portobuche. Das sprach sich natürlich sofort beim Personal herum und jeder wollte das Wunder bestaunen, sodaß förm-